

Liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Freunde!

Zunächst möchte ich mich bei Ihnen herzlich bedanken, dass Sie heute da sind, um mit mir und mit uns gemeinsam zu feiern. Ich bin wirklich gerührt, že Vás přijelo tolik i z Česka. Múza Vás zlíbej a opatruj. Die Muse küsse und behüte Sie.

(Ich möchte gesondert erwähnen, dass nicht nur der Herr Botschafter der Niederlande da ist, sondern auch der Direktor des Tschechischen Zentrums in Wien, der den tschechischen Botschafter vertritt, also danke, Herr Černý, dass Sie auch da sind.)

(Na gut, eine kleine Einleitung zu den Namen: Ich heiße Cikán, mit „C“ geschrieben und mit „C“ gesprochen, und das bedeutet „Zigeuner“. Wie mein Vorname ausgesprochen wird, ist egal, aber man sagt „Zigeuner“ und nicht „Čigeuner“, und das ist mir irgendwie wichtig, also Cikán, das bin ich. Und die Namen der meisten bedeutenden tschechischen Dichter sind auch nicht so schwer auszusprechen, zum Beispiel Mácha, Mácha, nicht so schwer auszusprechen, Mácha. Der hat das Liebesepos „Mai“, das das Fundament der modernen tschechischen Dichtung ist bis heute. Die Bücher können Sie sich draußen anschauen, wird mich sehr freuen. So, und jetzt geht es los mit der vorbereiteten Rede.)

Ich muss natürlich dem Österreichischen Kulturministerium (ich weiß, es heißt anders) und der Literaturabteilung danken, dass es den Staatspreis für literarische Übersetzung überhaupt gibt und dass ich ausgewählt wurde. Danke.

So, und jetzt geht es los, weil ich allen danken muss, die meine Arbeit überhaupt ermöglicht haben. Also danke ich zuerst meiner Frau und meinen Kindern, wenn auch auf eine etwas andere Art, als Ehemänner ihren Frauen üblicherweise danken: Tatsächlich sichert nämlich meine liebe Gattin als Krankenschwester das Familieneinkommen und verliert die Nerven nur sehr selten, wenn meine Arbeit ins Leere läuft. Und hätten wir die Kinder nicht, würde ich nicht lustvolle Gedichte übersetzen, sondern depressive Prosa schreiben. Also danke, liebe Yun, und danke liebe Kinder. Děkuju, že vás mám.

Ganz besonders danken muss ich Anatol Vitouch: Seit der Schulzeit bilden wir eine literarische Gruppe und haben unseren Kétos-Verlag 2018 gegründet: Ohne Anatol kein Kétos, ohne Kétos keine Übersetzungen von mir. Danke, Anatol.

(Ich werde viel danken, vielleicht müssen Sie nicht jedes Mal klatschen, ich mache eine größere Pause, wenn ...)

Danke auch der Graphikern Josefine Schlepitzka und Lukas Fuchs und unserem befreundeten Verleger Christian Thanhäuser für die Zusammenarbeit. Und danke an meine Großmutter, Karla Cikánová: Sie hat unser Logo entworfen, den Walfisch der Muse.

Das Kétos gäbe es auch nicht ohne das tschechische Kulturministerium, dessen Zuschüsse die Verlagsgründung ermöglicht haben. Danke nach Prag. (Pause.)

Danke an Georg Danek, einen großen Spezialisten für altgriechische Dichtung und Liebesromane, bei dem ich am Institut für klassische Philologie der Uni Wien die Diplomarbeit schreiben durfte. Seitdem gehen wir gemeinsam regelmäßig Übersetzungsprojekte an, sodass ich mit großer Freude auch im Altgriechischen zu Hause bleiben kann. Danke Georg. Und danke an das Institut für klassische Philologie, dessen Produkt ich bin.

Danke auch an Claudia Rapp und Carolina Cupane, meine beiden Dissertationsbetreuerinnen am Institut für Byzantinistik, bei denen ich mich allerdings gleichzeitig entschuldigen muss, die Dissertation immer noch nicht geliefert zu haben. Irgendwann krieg ich das hin. Durch Sie bin ich jedenfalls mit einem Fuß in der Wissenschaft geblieben, und das bedeutet mir viel.

Dass ich auch auf Tschechisch schreiben und ins Tschechische übersetzen kann, verdanke ich mitunter der Zusammenarbeit mit der Gräzistin Markéta Kulhánková und mit meinem Blutsbruder Antonín Šilar. (Wir haben uns in den Finger gestochen, als wir drei Jahre alt waren.) Mit Markéta habe ich das einzige byzantinische Epos ins Tschechische übersetzt, mit Antonín einen tschechisch-österreichischen Langspielfilm gedreht: „Menandros und Thaïs“, basierend auf meinem ersten Roman. Dichtung braucht Training, Training braucht Gelegenheit. Danke dafür.

Grammatische Feinheiten sowohl des Deutschen als auch des Tschechischen hat mir der Latein- und Altgriechischunterricht am Wiener Akademischen Gymnasium offenbart. Da danke ich vor allem meinen Lehrern Günther Lackner und Elisabeth Heinz. (Elisabeth Heinz war großartig.) Danke.

Die Liebe zur tschechischen Dichtung habe ich aber schon in der tschechischen Volksschule am Sebastianplatz entdeckt, die jetzt auch meine Kinder besuchen. Dort habe ich auch Deutsch gelernt – als Fremdsprache, und Fremdsprachen lernen sich eben besser, wenn man die eigene Muttersprache kennt. Also danke an den Schulverein Komenský (der Vorstand, Herr Hanzl, ist heute auch da, danke dafür), und danke, dass es die tschechische Schule in Wien gibt und weitergeben wird, samt Kindergarten und inzwischen auch samt Gymnasium. Allein könnte ich meinen Kindern das Tschechische nicht so gut beibringen.

So und jetzt noch zum Abschluss: Danke überhaupt allen Kolleginnen und Kollegen, allen Freundinnen und Freunden, die mich je wie auch immer unterstützt oder inspiriert haben, mit denen ich Diskussionen geführt habe, die meine Arbeit auch kritisiert haben. Jede Rezension, jedes noch so kleine Interview, jedes Stipendium, jede Einladung zu einer noch so kleinen Lesung oder zu einem Schulseminar sind immer Wasser auf der Mühle, die ohne Wasser nicht mahlt. Also danke Ihnen allen – allein ist man niemand. Danke.

Nicht zuletzt danke an Mama und Papa und an deren Mamas und Papas, weil ohne Eltern niemand von uns überhaupt da wäre. Von den Eltern kommt so gut wie alles, und ohne Eltern wäre da nichts. (Also Pause.)

Und ohne die Muse wäre die Welt ein Tintenfleck. Ohne die Muse gäbe es keine Sprache und keine Dichtung, die man übersetzen könnte, und ohne die Muse könnte man weder übersetzen noch selbst irgendetwas Sinnvolles schreiben. Also danke, Veilchenduftende, die du mit piërischen Rosen bekränzt bist über den schwarzen Brauen. Die Chariten sind mit dir, und wo die Chariten nicht sind, dort harrt man deines Flüsterns vergebens. (Danke Muse, dir vor allem.)

(Meine Vorstellung von Übersetzung unterscheidet sich vielleicht ein bisschen von der, wie Herr Stocker sie vorgestellt hat.) Wenn jemand etwas übersetzt, dann sollte er es auf jeden Fall so tun, dass die Übersetzung wahr ist. Eine wahre Übersetzung ist eine, die auf möglichst allen Ebenen dem Original entspricht: Der Klang sollte dieselben Gefühle wecken, die poetischen Bilder dieselben Assoziationen, und der Inhalt muss natürlich auch stimmen. Wenn in der Übersetzung der Inhalt passt, aber Assoziationen hervorruft, die dem Original zuwiderlaufen, ist die Übersetzung versaut. Dasselbe gilt, wenn in der Übersetzung – im Gegensatz zum Original – der Rhythmus holpert, die Reime klanglich nicht ausgewogen sind, die Vokale keine Kontraste bilden und so fort. Wenn jemand schlampig übersetzt, versaut er einfach das Original.

Und auch die Dichtung – überhaupt jede Kunst – ist Übersetzung. Nur hat da das Original nicht ein Mensch verfasst, sondern die Muse. Und dieses Original der Muse muss man herausfinden und so genau übersetzen, als ob einem die Muse über die Schulter schaute. Weil nämlich: Wenn man die Worte der Muse falsch übersetzt, versaut man sie, und die Muse wird zornig.

Ein Beispiel für Übersetzungen: So beginnt das Gedicht „Für die Nacht“ von Vítězslav Nezval auf Tschechisch:

Noc vyrojila zlatý úl nad sady večerů
nad věžičkami katedrál a atelierů
a mocné hráze z porfyru a gigantická děla
se rozléhala v nádvořích jež lunou zkameněla

Ja, hören Sie die Musik? Vor den Zäsuren in den ersten zwei Versen sind dreimal lange „U“s („úl, večerů, atelierů“). Und den Kontrast bildet ein nicht weniger dunkles langes „A“ („katedrál“). Vor der Zäsur im dritten Vers ist ein kurzes abgehaktes „U“ („porfyru“), und erst im vierten Vers wird die viele Dunkelheit durch ein helles langes „I“ gebrochen („nádvořích“).

Wie übersetzt man so eine Musik? Der erste Vers hieße wörtlich: „Die Nacht schwärmte einen goldenen Bienenstock über den Gärten der Abende aus.“ Aber das Wort „Bienenstock“ passt klanglich nicht in das Spiel der dunklen Vokale. Das Deutsche bietet leider keine langen „U“s in geeigneten Wörtern. („Schuh, zu, du“ kann man nicht immer verwenden, „Kuh“). Also habe ich Nezval's „U“s in der Übersetzung durch den dunklen Diphthong „Au“ ersetzt. Als Kontrast dient dann im vierten Vers ein helles „Ei“. (Näher werde ich darauf nicht eingehen, steht alles im Nachwort, ich les aber die Passage mal vor:)

Nacht schwärmte ihren Bientau aufs Obst der Gärten aus
schuf aus dem Cathedralengold sich einen Türmchenstrauß
die Macht der Dämme aus Porphyr gigantische Kanonen
versteinerten der Höfe Schein um Luna zu vertonen
Palastgedröhn und Fensterschlagen ewig alter Staub
zerbrachen wie der toten Sonne aufgebahrtes Laub
in hundert Erkern ließen schwarz Klaviere sich erahnen
und weiße Nonnen schwanden zwischen Blüten von Lianen

So ungefähr übersetze ich also seit zwanzig Jahren Gedichte und abenteuerliche poetische Prosa aus dem Tschechischen und Griechischen. Und dabei suche ich mir nicht Werke aus,

nach denen eine Nachfrage besteht, sondern solche, von denen ich glaube, dass sie das Deutsche inspirieren könnten, eine schöne Sprache zu sein; eine Sprache, die man gern spricht, die man gern hat, in der man gern singt, in der man nicht verstummt und auch andere nicht verstummen lässt; eine Sprache, die so schön ist, dass jede Hässlichkeit sich von selbst entlarvt, sodass russische und sonstige Propaganda keine Chance hätte.

Das Deutsche hat sich in der Zwischenzeit etwas anders entwickelt als ich es mir erträumt habe: Es ist etwas gröber geworden, in der Bemühung um Korrektheit technizistischer und in der Antwort darauf wiederum aggressiver. Die Spaltung der Gesellschaft lässt sich im Deutschen am Sprachgebrauch ablesen: Wer die Sprache so oder so benutzt, läuft Gefahr, einem bestimmten Pol zugeordnet zu werden. So hat es sich halt entwickelt.

Aber der Staatspreis freut mich vor allem deshalb, weil er eine Bestätigung ist, dass die Literatur, die ich übersetze, doch da und dort für Begeisterung sorgt. Immerhin mussten Anatol und ich erst einen Verlag gründen, um meine ganzen Übersetzungen zu veröffentlichen. Mit der Übersetzung des „Blutigen Romans“ (bei der mir Hana Klínková, die heute auch da ist, sehr geholfen hat) – also mit der Übersetzung des „Blutigen Romans“ von Josef Váchal, die (auch mithilfe von Hana Klínková) sechs Jahre gedauert hat, bin ich bei vielen Verlagen hausieren gegangen. „Für solche Literatur gibt es keine Verkaufsperspektive auf dem deutschen Buchmarkt“, hat es meistens geheißen – und ähnliches höre ich bis heute über die größten Klassiker der tschechischen Dichtung. Manche wollten den „Blutigen Roman“ vielleicht haben, aber ohne Nachwort, ohne Illustrationen oder ohne Honorar. Das Schriftbild des Originals wollte keiner nachsetzen, aber darum ging es mir ganz besonders, weil Váchal ins Schriftbild unzählige Pointen eingebaut hat, absichtliche Setzfehler, die Mehrdeutigkeiten erzeugen, und manchmal sogar so weit gehen, dass das Schriftbild zu einer zusätzlichen Illustration wird. Kurzum: Der Preis zeichnet nicht nur mich aus, sondern auch Werke, für die es eigentlich keine Nachfrage gibt. (Danke dafür.)

Eins muss ich noch sagen. Als Übersetzer vermittelt man nicht nur zwischen Sprachen, sondern wohl oder übel auch zwischen Kulturen und Weltanschauungen. In Tschechien gelte ich als Österreicher und rede also darüber, dass man auch in Österreich Hochdeutsch spricht, dass nicht alles, was links ist, gleich kommunistisch sein muss und so fort. Was in Tschechien die meisten aber mit Unverständnis bestaunen, ist die österreichische Neutralität; die

Lässigkeit, mit der Österreich auf seine Verbündeten vertraut, ohne selbst Verbündeter zu sein. Nicht nur in Tschechien dient die österreichische Neutralität als Vorbild für rechtsextremistische und linksextremistische Parteien.

Wenn Europa aber nicht zur Einflussosphäre der russischen Diktatur gehören oder wenn es nicht in Zukunft Unsummen für die Verteidigung ausgeben will – von Menschenleben ganz zu schweigen –, dann muss die Ukraine Russland irgendwie besiegen. Und das gelingt nur dann, wenn die demokratischen Staaten die Ukraine auch wirklich unterstützen und keinen Präzedenzfall schaffen, der Eroberungskriege gegen Demokratien belohnt. (Ich erzähle das deswegen, weil das eine Übersetzung des tschechischen Mainstreams in den österreichischen Kontext und ins Deutsche ist.) Österreich hält sich für eine Brücke zwischen Ost und West und benimmt sich zumindest aus Prager Perspektive allzu oft wie eine Brücke zwischen Moskau und Wien. Es nützt nichts zu sagen, dass unsere Neutralität keine Werteneutralität sei und wir Österreicher sehr wohl zwischen Gut und Böse unterscheiden könnten, wenn wir nicht einmal bereit sind, unseren nächsten Nachbarn und Freunden beizustehen, von denen wir erwarten, dass sie uns schützen werden, unseren abstrusen Spionagegesetzen und undichten Nachrichtendiensten zum Trotz.

Manche sagen, dass Russland immer unser Nachbar sein wird und wir uns mit ihm irgendwie arrangieren müssen. Aber stimmt das? Niemand weiß, was aus Russland wird. Und niemand weiß, was aus Europa wird. Und ich hätte gern, dass meine Kinder in einem freien Europa aufwachsen und in einem freien Europa ihrerseits Kinder bekommen; in einem Europa, für dessen Freiheit ich meinen Eltern danke, die in Prag 1989 demonstrieren gegangen sind; in einem Europa, das jetzt von der Ukraine verteidigt wird, während die Mitgliedstaaten der EU alles in allem jährlich rund 0,2% ihres gemeinsamen Bruttoinlandsprodukts zur Unterstützung der Ukraine ausgeben – und so tun, als wäre es viel.

Um Abschluss meiner Rede danke ich noch den Ukrainern, die die beschissene russische Welt von Europa fernhalten, und ich danke allen, die dabei auf handfeste Weise behilflich sind, denn sonst könnten wir hier nicht so stehen und einen Staatspreis empfangen und überreichen. Die Muse küsse und behüte sie. Und die Muse küsse und behüte auch uns. Danke.